

# DIE FACKEL

Nr. 64

WIEN, ANFANG JÄNNER 1901

II. JAHR

**H**errn Koerbers Denkorgan — der Mann heißt Sieghart — ist blamiert. Die Sozialdemokratie und der christliche Sozialismus sind just dort unterlegen, wo sie nach den Gesetzen der offiziösen Logik Erfolge ernten mußten. Unsere politische Entwicklung wird nicht durch die wirtschaftliche bestimmt, die nördlich der Donau zur Ausbreitung der Sozialdemokratie, südlich des Stroms zum Erstarken des christlichen Sozialismus führen müßte. Nichts geschah bei den Wahlen der fünften Kurie, als daß jede Partei der nächst radikalere einige Mandate abtrat: die Konservativen den Christlichsozialen, diese den Sozialdemokraten, die den Radikalnationalen. Besiegt wurde bloß die Politik der Mäßigung, und die mäßigen Politiker, die sie erfunden haben, werden bald nur noch den letzten Schluß aller Regierungsweisheit zu ziehen haben: Zurücktreteten!

\*

Die Niveau—Unterschiede zwischen den beiden Volksparteien Niederösterreichs sind langsam, aber beharrlich ausgeglichen worden. Die Sozialdemokratie kam sittlich und geistig den Christlichsozialen immer näher. Die Schimpfwörter des Pöbels wirken als Argumente im Munde des Herrn Schuhmeier ebenso kräftig wie von den Lippen des Herrn Schneider, und auf ein »Gauner« des 'Deutschen Volksblatts' mit einem »Lumpen« zu antworten, hat sich der 'Arbeiter—Zeitung' allemal als die wirksamste Widerlegung erwiesen. Wenn die Christlichsozialen das Volk »verdummen«: die Sozialdemokraten können es auch und fügen noch den Spott zum Schaden. Die 'Volkswacht', die billige Ausgabe der 'Arbeiter—Zeitung', kann dem Volke das Ergebnis der Lottoziehungen, das ihm vom 'Deutschen Volksblatt' pünktlich verkündet wird, natürlich nicht vorenthalten, höhnt aber die zum Spiel Verführten durch die Aufschrift: »Die Hoffnung der Dummen.«

\*

Die Hoffnung auf die Dummen: sie ist der Grundgedanke der Politik unserer Sozialdemokraten und Christlichsozialen seit 1897 gewesen. Nun ist die Frage, welcher Sozialismus eigentlich der des dummen Kerls von Niederösterreich sei, entschieden worden: beide, der des Gregorig so gut wie der des Schuhmeier. Die Klugen und Unbefangenen konnten es nicht als ihre Aufgabe betrachten, bei solcher Entscheidung mitzuwirken, und enthielten sich der Wahl. So siegte Herr Pernerstorfer in Wiener—Neustadt, obgleich er weniger Stimmen als bei seiner letzten Niederlage errang. Die Wiener Intelligenzler, die Herrn Pernerstorfer vielleicht in der Hoffnung, daß er als Reichsratsabgeordneter sein Theaterreferat niederlegen werde, ihre Stimmen gegeben hätten, hatten an der Wahl der Genossen, die sich in Wien um Mandate bewarben, kein Interesse. Sollten sie für Herrn Dr. Ellenbogen eintreten, an dessen im Kampfe gegen die Südbahn bewiesener antikorrupzionistischer Gesinnung die Börse keinen Anstoß nahm, oder konnten sie die Begeisterung sozialdemokratischer Arbeiter für den Genossen Schuhmeier teilen, der doch der »Bru-

der« der ärgsten 'Concordia'—Schmöcke ist? Was aber hätte sie bewegen sollen, den christlichsozialen Kandidaten ihre Stimmen zu geben? Die Zeit, da der Antisemitismus in Deutschösterreich parteibildend war, ist vorüber, seit der Antisemitismus so sehr Gemeingut aller deutschen Parteien geworden ist, daß ein Noske nirgends mehr Unterschlupf finden kann. Nun fragt man nach dem politischen und wirtschaftlichen Programm der Partei, deren Männer 1897 als Antisemiten gesiegt haben, und nach den Taten, die sie verrichteten, und erkennt, ihre sämtlichen Taten seien ihre sämtlichen Reden mit dem geistigen Inhalt: »Hep, Hep!« Wer denkt bei diesem Rufe noch daran, daß er den Anfangsbuchstaben der Worte »Hierosolyma Est Perdita!« seine Entstehung dankt? Nein, Hierosolyma ist nicht verloren; es blüht, gedeiht und jubelt ob des Sieges der Sozialdemokraten. Zur Erklärung dieser seltsamen Erscheinung will ich das nächstemal noch einiges sagen.

\* \* \*

'Neue Freie Presse', 4. Jänner, Seite 1:

»Die unglaubliche Zumutung, daß ein Wahlkreis, dem die Innere Stadt angehört, einen Bielohlawek wählt, ist endlich zurückgewiesen worden.«

'Neue Freie Presse', 4. Jänner, Seite 2:

*Erster Wahlkreis.* Es entfielen auf:

Dr. Wilhelm Ellenbogen . . . 16.317 Stimmen

Hermann Bielohlawek . . . .15.338       “

Davon in der Inneren Stadt:

    auf Bielohlawek 3620 Stimmen

    auf Ellenbogen 2757 Stimmen.

Die »unglaubliche Zumutung« ist also der Inneren Stadt nur durch die Hilfe der Leopoldstadt erspart geblieben, und wäre die Innere Stadt ein eigener Wahlkreis, so wäre die Zumutung Ereignis geworden. Und einen Tag vor der Wahl hatte die 'Neue Freie Presse' noch sinnig erklärt: »Sie mögen die Herzen der Wiener erobert haben, das Herz von Wien ist ihnen fremd geblieben.« Damit hatte sie eigentlich freiwillig zugegeben, daß es keine Wiener sind, die im »Herzen von Wien« wohnen. *Trotzdem* wählten sie am nächsten Tag Herrn Bielohlawek.

\* \* \*

## Epilog

(Im Gasthause »zum goldenen Brunnen«. Die drei Führer der Partei vom »armen Teufel« an einem Tische.)

*Der intellektuelle Theaterkritiker* (pathetisch): ... Die Ideen der Freiheit haben also doch den Sieg davongetragen über Roms Klerisei ...

*Der kühle Rechenmeister* (trocken): Das heißt, wir haben diesmal etwas mehr Geld gehabt ...

*Der Intellektuelle* (unbeirrt): Die Früchte der Volksbildung sind herrlich aufgegangen ...

*Der Rechenmeister*: Die Juden haben nämlich diesmal wie ein Mann für uns gestimmt ...

*Der Intellektuelle*: Und an Wiens äußersten Gemarken hat sich ein entschiedener Umschwung im Sinne der sozialen Ideen vollzogen ...

*Der Rechenmeister:* Ja, das war in Favoriten, wo wir 5000 Ziegelarbeiter in die Wählerliste hineinreklamiert haben.

*Der Intellektuelle* (gekränkt): Aber in meinem Bezirke ist doch diese ideale Einwirkung ganz unverkennbar ...

*Der Rechenmeister:* Die ideale Einwirkung des gekränkten Herrn Wedral nämlich, der gegen den Steiner intrigiert hat. Du Kind! Frag' mir unsern populären Volksmann, was dem die »großen Ideen« genützt haben!

*Der populäre Volksmann* (zögernd): Ja, das heißt, was meinen Wahlkreis anbetrifft, so haben sich in Odagrung die G'schäftsleut gefurchten, daß d'erschlagen werden, wenn's für die Partei vom »bravn Bürger« wählen, und ...

*Der Rechenmeister* (ergänzend): ... und in den anderen Bezirken hat man ihnen gesagt, daß sie die Kundschaft verlieren, wenn sie nicht schön zuhause bleiben.

*Der Intellektuelle* (mit sittlichem Ernst): Ich möchte doch davor warnen, die Imponderabilien zu unterschätzen ...

*Der Rechenmeister:* Diese Redewendung kannst Du im Parlament verwenden. Dort wirkt so was großartig.

*Der Volksmann* (einfallend): A net mehr ...

*Der Rechenmeister* (fortfahrend): ... oder in einem ästhetischen Feuilleton ...

*Der Intellektuelle* (gereizt): Wenn Dir meine Theaterartikel so heiter vorkommen, warum läßt Du sie mich dann schreiben?

*Der Rechenmeister* (trocken): Damit Du keine *politischen* Artikel schreibst.

(Schweigen.)

*Der Intellektuelle* (nach einer Pause): Es war aber auch schon höchste Zeit ...

*Der Rechenmeister:* Was?

*Der Intellektuelle:* Daß wir endlich einen wenigstens partiellen Erfolg zu verzeichnen haben.

*Der Rechenmeister:* Pah!

*Der Intellektuelle:* Es hatte sich schon eine lähmende Unzufriedenheit der Leute bemächtigt. Ist's nicht so, mein lieber populärer Volksmann?

*Der Volksmann:* Ich kann nur vorbringen, daß mich meine treuesten Anhänger in Odagrung geprügelt hätten, wenn wir wieder alle durchgefallen wären.

*Der Intellektuelle:* Und dieser gewaltige Sieg des Radikalismus in den Sudetenländern. Mir war schon angst und bange vor dem nächsten Parteitag ...

*Der Rechenmeister* (geringschätzig lächelnd): Was wollt Ihr denn? Es sind doch immer wieder lauter Parteibeamte dort. Wir werden so wenig jemals ein Mißtrauensvotum vom *Parteitag* erhalten, als ein Ministerium von seinen Beamten eins kriegen wird. Und ein Gegner, der von *außen* kommt, wird entweder von der Börsenpresse umgebracht ...

*Der Volksmann* (ergänzend): Oder, wenn er's Maul durchaus nicht halten will, bekommt er eine Parteianstellung.

*Der Rechenmeister* (zum Intellektuellen): Dem kannst Du glauben, er spricht aus Erfahrung ...

(Zur Türe herein stürmt der hochbegabte und preßrechtlich wohl durchgebildete Redakteur.)

*Der Redakteur:* Kinder, ich habe eine große Entdeckung gemacht!

*Alle:* Nun?

*Der Redakteur* (hastig): Die großen Siege, die wir erfochten haben: Wißt Ihr, wer eigentlich das Verdienst daran hat?

*Die Anderen*: ?

*Der Redakteur*: Ich! Speziell die letzte Glosse, die ich vor dem Wahlkampf geschrieben habe, scheint mir entscheidend gewesen zu sein. Ich ...

*Der populäre Volksmann* (nimmt den Intellektuellen unter den Arm): Meine Herren, wir haben Eile, das Siegesfest ... (Im Abgehen leise zum Intellektuellen): Und da soll man kein ... (sich verbessernd): Und da ist es oft schwer, an der Gleichberechtigung der Konfessionen in allen Fällen festzuhalten ...

(Der Rechenmeister hört und sieht nichts. Er entwirft soeben eine statistische Tabelle mit genauen Daten über den Zuwachs der Wähler durch die neue Steuer in allen Sektionen der zwanzig Bezirke.)

*Tertius gaudens.*

\* \* \*

**D**ie Wiener Presse hat kürzlich wieder einmal Fortschritt und Bildung gegen die christlichsoziale Reaktion wacker verteidigen können, da die 'Wiener Abendpost' einen Erlaß des niederösterreichischen Landesschulrates mitteilte, der die Mittelschüler den Verkehr mit Hochschülern meiden heißt. Vorher hatte die 'Ostdeutsche Rundschau' mitgeteilt, der Unterrichtsminister habe einen derartigen Erlaß herausgegeben. Die »Concordia«—Presse, die liberal die klerikalen Anwandlungen des Herrn Hartel duldet, schwieg über diese Nachricht, die 'Wiener Abendpost' dementierte sie. Der 'Ostdeutschen Rundschau' war nichts daran gelegen, ihre Behauptung aufrecht zu halten. Wenn nicht Herr v. Hartel, sondern Gessmann der Schuldige war, so war's um so besser für die deutschnationalen Studenten, denen ja ein niederösterreichischer Landesausschuß nichts anhaben kann, um so besser auch für die deutschnationalen Politiker, die aus einem Angriffe gegen die christlichsoziale Körperschaft viel mehr Kapital schlagen können als aus der Bekämpfung des Unterrichtsministers. Die 'Ostdeutsche Rundschau' sah also großmütig Herrn Hartel nach, was er seit Jahren gegen die deutschnationale Gesinnung der Mittelschullehrer unternommen hat, schwieg von den schwarzen Listen im Unterrichtsministerium, von der Überwachung der politischen Betätigung der Lehrer durch die Landesschulinspektoren und von der Zusammensetzung der staatlichen Vertretung im niederösterreichischen Landesschulrat. Sie erinnerte nicht einmal daran, wie viel ältere Verdienste sich Herr Scheindler im Kampfe gegen die Deutschnationalen erworben hat, als Herr Gessmann. Herr Scheindler, der an einem Provinzgymnasium als Züchter patriotischer Gesinnung unter der Jugend und durch die Anzeige deutschnationaler Umtriebe an die Gerichte vielbeneidete Erfolge errungen hat und zum Dank dafür Landeschulinspektor in Wien geworden ist, wird sich aber sein geistiges Miteigentum an dem Erlasse, der den Umgang mit Hochschülern verbietet, sicherlich nicht zugunsten des Herrn Gessmann bestreiten lassen. Und nicht Herr Gessmann, sondern nur Herr Scheindler ist imstande, die Durchführung des Erlasses an den Wiener Gymnasien, die sämtlich Staatsgymnasien sind und dem niederösterreichischen Landesausschuß nicht unterstehen, zu erzwingen. Mir war jenes Verbot des Verkehrs mit Hochschülern seit Mitte Oktober bekannt, da es am k. k. Carl—Ludwig—Gymnasium in Meidling verlautbart wurde; die Schüler der Anstalt meinten, Herr Direktor Wastl, dessen bewährter österreichischer Patriotismus bereits durch den päpstlichen Gregororden belohnt worden ist, sei der Urheber der allgemein belächelten Verfügung. Und ein Ju-

rist, der wohl Verwandte oder Schüler am Carl—Ludwig—Gymnasium hat, sandte mir damals eine drollige Klage über die Schwierigkeiten zu, die den Schülern dieser Anstalt das Bemühen, dem Erlasse zu gehorchen, verursache. Einige seien fest entschlossen, mit ihrer Familie gänzlich zu brechen, da sie anderenfalls mit deutschnationalen Juristen und Technikern, ihren Brüdern, zu verkehren nicht aufhören könnten. Alle zitterten sie davor, in Gesellschaft oder an öffentlichen Orten von jungen Männern in ein Gespräch gezogen zu werden, da sie jene doch nicht fragen könnten, ob sie etwa Hochschüler seien, um ihnen, falls die Frage bejaht würde, den Rücken zu kehren. Besonders grüblerische Knaben aber hätten der Frage nachzusinnen begonnen, ob nicht auch der Verkehr mit *gewesenen* Hochschülern strafbar sei. Einer wollte schon seinem Vater, einem Arzte, erklären, daß er nicht mehr mit ihm umgehen werde, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß ja auch die Mittelschulprofessoren ehemals Hochschüler gewesen sein müßten. Da meinte denn der Junge, wenn der Verkehr mit dem Lehramtskandidaten A bildend sei, während der Verkehr mit dem Studenten der Philologie, der A noch vor einem Jahre war, entsittlichend hätte wirken können, so weise sich hier wiederum, wie die Zeit alle Wunden heilt. Er brauche sich offenbar nicht zu fürchten, mit Hochschülern umzugehen, da er doch den Verkehr auch weiter aufrechthalten wolle, nachdem sie die Hochschule verlassen hätten.

\* \* \*

**N**on scholae sed vitae! Concordia parvae res crescunt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun! Probieren geht über Studieren! Gut Ding braucht Weile! Hilfreich und wahr! etc. etc. ... Das sind nicht etwa bloß Trivialitäten, die unsere Schuljungen nach der weisen Überzeugung ihrer Erzieher in deutschen Aufsätzen breittreten müssen, um zur Klarheit des Denkens, zu echter Herzensbildung und zum guten deutschen Stile zu gelangen. Nebst anderen gleich tiefgedachten Sätzen füllen jene Sprichwörter ein Heft, das die 'Wiener medicinische Wochenschrift' unter dem Titel »Aphorismen« zur Feier ihres 50jährigen Bestandes kürzlich erscheinen ließ. Berühmte und unberühmte Mitarbeiter sind der Aufforderung des Herausgebers der 'Wiener medicinischen Wochenschrift' gefolgt, in gedrängter Kürze gleichsam die Summe ihrer Weltanschauung, ihres Denkens über medizinisches Wissen und Können, über das Verhältnis von Ärzten und Kranken zu ziehen. Da stammeln denn Gelehrte die Sprüchlein, die man sie in der Schule gelehrt. Nur wenige haben in einen solchen Spruch einen persönlichen Inhalt hineingedacht. Wenn der alte Messerheld Weinlechner »Frisch gewagt ist halb gewonnen« als den Grundsatz seines Wirkens bezeichnet, so denkt freilich jeder von den Hunderten, die an seiner Spitalsabteilung mit Schaudern die Vernachlässigung von Asepsis und Antiseptik gesehen haben, daran, wie Weinlechner seit Jahrzehnten geschickt und mit glücklicher Zuversicht darauf los schneidet. Und mancher Patient Weinlechners lebt auch wirklich noch, um das frische Wagen des Altmeisters der Wiener Chirurgie zu preisen ...

Da unsere medizinischen Gelehrten und Praktiker Gedanken äußern sollten, fühlten sie sich zumeist in einer fatalen Klemme. Einige halfen sich mit Witzen heraus. Der Universitätsprofessor für Ohrenheilkunde, Herr Adam Politzer, ein zweiter Moses, der sein: »Höre Israel!« immer wieder an die Täufer um das goldene Kalb richtet, schreibt: »Gehör will heute jeder sich verschaffen, da Strebertum so üppig in die Halme schießt, doch hören niemand, wenn's andere zu fördern gilt.« Und der Universitätsdozent des gleichen Faches, Dr. Benjamin Gomperz, sagt kurz und sinnlos, aber paradox: »Wer hö-

ren will, muß fühlen.« Der Eindruck, daß man eine Kneipzeitung lese, wird vollends befestigt, wenn man zu den ernstgemeinten Aussprüchen gelangt. Die Art, wie der Feuilletonist der 'Neuen Freien Presse', Dr. Th. Beer, der betrüblichen Wahrheit gegenüber, daß kranke Menschen selten gesund werden, das Paradoxon verfißt: »Ein gesunder Mensch wird nicht krank«, mahnt an schöne Bierschwe[a?]felzeiten, und wenn dann Professor Kassowitz Zolas »berühmten Spruch«: »Die Wahrheit ist unterwegs!« zitiert, fragt man erschreckt, ob man nicht unversehens zu einem Feste der »Kadimah« geraten sei. Aber die Anwesenheit des strammantisemitischen Professors Monti verscheucht solche Befürchtungen, und mit Befriedigung vernimmt man von ihm die überraschende Lehre: »Ehrlichkeit, Beharrlichkeit und Talent sind die Grundbedingungen einer erfolgreichen Forschung.«

Die Wissensdurstigen, die aus der Festschrift der 'Wiener medicinischen Wochenschrift' eine Fülle ähnlicher noch unerprobter Wahrheiten zu schöpfen bereits verschwören wollten, waren schließlich doch um eine Erfahrung reicher: daß in der Medizin unserer Tage die Frage, wie es den Kranken geht, offenbar weit seltener gestellt wird als die, wie es den Ärzten geht. Sie erfahren: »Human soll nicht bloß der Arzt gegenüber seinen Patienten sein, sondern auch der Patient gegenüber seinem Arzte.« Schönere Zeiten werden kommen: Da wird Kranksein einen humanen Beruf bilden, und das Standesbewußtsein der Patienten wird nicht minder kräftig sich regen, als heute jenes der Ärzte. Und wenn man unter ärztlichem Standesbewußtsein mit den Verfassern der Aphorismen die Forderung möglichst hoher Honorare zu verstehen hat, so wird wohl das Standesbewußtsein der Patienten in der Bereitwilligkeit zur Zahlung solcher Honorare bestehen.



**D**as Argument, mit dem die kritischen Stuhlrichter am kräftigsten zu wirken meinen, wenn sie eine ungebärdige Kunstjugend in ihre Schranken weisen und einen erworbenen Kredit untergraben wollen, ist der Vorwurf der »Respektlosigkeit«. Junge Versdichter, die fern allem programmatischen Kampfe, höchstens noch mit der Versform ringen, werden beschuldigt, einen »Sturmlauf gegen Schillers Rhetorik« zu planen — wie einst im Mai des gründenden Jüngstdeutschland. Die Herren Schütz und Thaler wollen sich nicht eher beruhigen, bis eines Abends der diensthabende Regisseur nicht nur den Dank des eben aufgeführten Autors an das Publikum, sondern ausdrücklich auch dessen Ehrerbietung für Schiller ausspricht. Mit den Alltäglichkeiten einer grämlichen Milieukunst haben sich die Herren, die noch vor vier Jahren unter dem Strich über »Schandkomödien« der Hauptmann und Hartleben zerterten, längst abgefunden; aber wenn ein Schriftsteller, wie's neulich Herr v. *Hofmannsthal* wagte, irgend etwas in Reime zwingen will, was ihrem Vorstellungskreise entrückt ist, so muß er zur Strafe die Überlegenheit der kritischen Allumfasser fühlen. Das Problem des Todes berühren und sich nicht vorher mit Herrn Schütz oder Herrn Tann—Bergler besprechen! Es ist klar, daß dies eine Respektwidrigkeit gegen — Schiller bedeutet. Wenn man der ganzen Journalistenclique ferne steht und eigentlich nur mit Herrn Bahr bekannt ist, so wird man zwar von Herrn Bukovics aufgeführt, aber nachher

zeigt sich's, daß das für vaterländische Dichter disponible Zeitungslob in dieser Saison schon für Fräulein delle Grazie aufgebraucht ist. Von Zeit zu Zeit fühlen die Herren das Bedürfnis, nicht mehr bloß einen Ring gegen den Tantiemenerwerb Unbefugter, sondern auch eine Art Unsterblichkeits—Trusts zu formieren. Sie reden sich ganz überflüssigerweise ein, daß sie auch die Nachwelt mit ihrer Rezensentenweisheit zu irritieren haben werden, und schlagen einen hoheitsvollen Ton an, der Leuten, deren Unterscheidungsvermögen über die Frage, ob das Haus ausverkauft sei, nicht hinausreicht, wahrhaftig schlecht genug ansteht. Ich lasse mir den Pensionsfonds der »Concordia« nicht als Walhalla vortäuschen und halte mich nicht an die Offenbarungen einer dreimal gespaltenen Literaturgeschichte. Unfehlbar sind ja die Herren bekanntlich nicht einmal dann, wenn sie ihr angestammtes Gebiet nicht verlassen, also sich auf die Konstatierung, daß das Haus wiederum ausverkauft war, beschränken. Wie oft hat man es schon erlebt, daß das Haus den Zeitungen diesen Gefallen nicht tun wollte. Aber wenn die Öffentlichkeit allmählich dem Glauben an die Wahrheitsliebe der Reporter abtrünnig zu werden beginnt, vor dem Vertrauen in die Kompetenz der Beurteiler kann sie nicht nachdrücklich genug gewarnt werden.

Überschätzung des Herrn v. Hofmannsthal kann man mir wahrlich nicht vorwerfen; aber ich halte es für geboten, ihn gegen das Übermaß von Unverständnis und Böswilligkeit in Schutz zu nehmen, das man neulich an sein kleines Versstück »Der Tor und der Tod« verschwendet hat. Die Herren, die sich bei uns die Kuratel über den öffentlichen Geschmack anmaßen, wußten leider nicht, daß selbst zur Ablehnung symbolistischer Gedankenspiele mehr kritische Grüte erforderlich ist als zur Begeisterung für Werke wie die »Wienerinnen« und »Onkel Toni«, und sie griffen mit allzu täppischer Hand in das ihnen dargebotene Bukett, mochte sein Duft nun natürlichen oder »parfümierten Papierblumen« entströmen. Da ist der unvermeidliche Herr vom 'Extrablatt'. Er hat vor allem *ein* gewichtiges Bedenken gegen Hofmannsthal: Seine Figuren, meint er, reden wie der Dichter; sogar der Kammerdiener benimmt sich wie ein gelehrter v. Hofmannsthal. Man denke nur, der Kammerdiener sagt von den gespensterhaften Frauen, die er sieht, daß sie 'wie Kupferstiche angezogen sind'«. Nun, ich weiß nicht, ob man nicht mit Recht einem Kammerdiener des Edelmannes Claudio mehr Kultur und Fähigkeit der bildhaften Sprache zubilligen könnte, als Herrn Julius Bauer, der bekanntlich bei der Orestie von Atridengulasch, bei Ödipus von Vöslauer Ausstich und bei Antonius und Cleopatra von Busenschützern zu schwärmen pflegt. Aber selbst wenn sich die Kammerdiener in alten Adelsfamilien nicht einmal so gebildet wie die *Leser* des 'Extrablatt' ausdrücken, bleibt noch die Frage zu erörtern, ob Shakespeare sich durch die gedankenschwere Sprache, die er einen Stallknecht Richards II. und einen Gärtner des Herzogs von York führen läßt, nicht etwa eines unverzeihlichen Verstoßes gegen den von Herrn Julius Bauer geforderten Verismus schuldig gemacht hat. Wie der Vertreter des 'Extrablatt' scheint auch sein Antipode vom 'Deutschen Volksblatt' Herr v. Hofmannsthal für einen Vorkämpfer des Naturalismus zu halten, der nur plötzlich seinem Programm abtrünnig geworden ist und darum doppelt scharf angepackt werden muß. »Der Tor und der Tod« beweist — ruft er ahnungsvoll—, »wie dekadent unsere Modernen sind. Was sie bei anderen verwerfen und perhorreszieren, den Monolog und den gereimten Vers, das mit dem Realen in Widerspruch stehende Übersinnliche, all das stellen sie in ihren Dienst, wenn es ihnen gerade behagt, ja Hofmannsthal ist uns gestern *sogar* melodramatisch gekommen.« Welche Charakterlosigkeit: nicht genug, daß sich Herr Hofmannsthal für Goethe hält und einen Sturm Lauf gegen Schiller unternimmt,

jetzt geht er, der bisher immer gegen den Monolog war und sicherem Vernehmen nach ausschließlich Hinterhausstücke geschrieben hat, jetzt geht er hin und läßt ein Melodram aufführen! Über die geheimsten Absichten dieses Mannes zeigt sich aber Herr Bahr informiert. Der fühlt natürlich als Entdecker und angestammter Verderber des Hofmannsthal'schen Talentes die Verpflichtung, im geschmacklosen Lobe mindestens so weit zu gehen, wie die Anderen im verständnislosen Tadel. Und so verkündet er denn, Herr v. Hofmannsthal sei eigentlich weit mehr als ein zierliches, von allen angenehmen Folgen einer ausreichenden Belesenheit unterstütztes Formentalent; er sei — schon seit dem von einem Siebzehnjährigen verfaßten Dramolet »Gestern« — ein *Moralist*, und durch ihn habe »unsere neue Religion, die wir noch kaum aussprechen können, zuerst künstlerische Gestalt und Form angenommen«. In der Tat: »schellenlaut und leer« — Herr Bahr ist es, wie der Tor im Stück des Herrn v. Hofmannsthal, der dies Wort zuerst geprägt hat.

»Der Tor und der Tod« ist lange vor den im Burgtheater aufgeführten Dramen »Der Abenteurer« und »Die Hochzeit der Sobeide« entstanden; jenes überragt diese, wie die Darstellung, die den später entstandenen Werken im Burgtheater ward, die Leistung des Deutschen Volkstheaters überragt. Das feinere Stück wurde hier in Grund und Boden geschrieen und von einer Inszenierung, bei der Herr Bahr als Freund des Hauses assistiert haben soll, um jede Wirkung gebracht. Die Eindrücke dieser Vorstellung vermögen an dem, was ich schon im ersten Hefte dieses Blattes über Herrn v. Hofmannsthal gesagt habe, im Guten und im Schlimmen nichts zu ändern. Gegen alle Unbilden einer ungebildeten Kritik möchte ich ihn nach wie vor einen von allen Kulturen erzogenen Bildungslyriker nennen. Ein Musset'sches Wort variierend, meinte ich damals, das Glas, aus dem er trinke, sei zwar klein, aber auch nicht sein eigenes Glas. Es sei indes von köstlichem Edelgestein besetzt, und Verdienst genug, wenn all die Pracht den artistisch geschulten Blick immer wieder anzieht, Keiner ist neben ihm, der Dichter so zu lesen vermag, und in seinem Ohr klingt es — jedenfalls weist dies noch »Der Tor und der Tod« — von allen Rhythmen der Klassik. Und ich lobte ihn für den »vornehmen Geschmack, der, in dem Studium aller Schönheitsepochen des menschlichen Geistes verloren, keine Schallwelle von dem eklen Gekreis des Theaters an sich herankommen ließ«. Nun hat er, dessen Sobeide im Rampenlicht verblich, sich verleiten lassen, ein zarteres Werk größerer Darstellung anzuvertrauen, Herr Hofmannsthal schreibt nicht für die Bühnenwirklichkeit, aber er macht ihr die Konzession, daß er sich ihr, nachdem er geschrieben, überläßt. Und so muß er sich's wohl auch gefallen lassen, daß von klobigen Händen ein Maßstab an sein Schaffen gelegt wird, den es nicht verlangt und den es nicht verträgt. Ein Tor, wer sich mit dem Tode in Gegenwart des Volkstheaterpremierenhaufens unterhält! Der Edelmann, dessen Kammerdiener selbst die Sprache der Kultur spricht, begibt sich nicht ohne üble Erfahrung in so schlechte Gesellschaft. Vom Gelderwerb — seine Begierde noch im Antlitz — ist sie zum Theatergenuß gestürmt, schnauft ihre Katarrhe aus und hört der Beichte über ein ungelebtes Leben mit geringer Teilnahme zu. Und wenn dann das erste Murren von einem entfernten Verständnis durch die Parkettreihen geht, so gilt es der Klage des lebensfremden Toren: »Wo andere *nehmen*, andere *geben*, blieb ich beiseit', im Innern stumm geboren!« ... So lebensfremd und solche Toren sind die Premierenbesucher des Deutschen Volkstheaters nicht! Und sie zischen.

\* \* \*



# NORDAU: LAOKOON oder ÜBER DIE GRENZEN DER SCHREIBEREI UND FRECHHEIT

Wenn ich an den Vorwurf der »Respektlosigkeit« denke, den bejahrte Kritiker den jüngeren Literaturgemeinden immer wieder entgegenschleudern, so möchte ich die Herren fragen, wie sie sich eigentlich mit der Nachbarschaft ihres Feuilletongenossen Max *Nordau* abgefunden haben. Gibt es einen Eckstein der Literatur— und Kunstentwicklung, an dem dieser saubere Herr nicht schon seine kritische Notdurft verrichtet hätte? Seht: Er, der dem Umwerter aller Werte aufs Grab zu speien sich erküht hat, ist seit Jahren daran, alle Werte zu entwerten. Und die bourgeoise Welt, die in Entsetzen gerät, wenn einer es wagt, aufgestellte Modegrößen zu verkleinern, sie jubelt, wenn der choleric Herr aus Paris—Budapest, verbittert durch den Mangel einer ärztlichen Praxis und durch die Aussichtslosigkeit des Zionismus, im Reiche der Unsterblichkeit herumzuspucken beginnt. Wir anderen müssen wahrlich noch froh sein, wenn er sich damit bescheidet, seine Wut an lebendigen Großen auszulassen: Ibsen — Faselhans, Zola — Schweinkerl (versteht sich, bloß bis zum *J'accuse*), Maeterlinck — Trottel usw. Schlimmer wird's, wenn er sich an Denkmälern und frischen Gräbern zu schaffen macht. Aber die Geduld des Stammpublicums der 'Neuen Freien Presse' ist unermesslich wie die Geschmacklosigkeit der Redakteure, die in Herrn Nordau wohl gar eine »interessante Individualität« gefangen zu haben wähnen. Und wovor man in Wien besonderen Respekt hat, das ist die medizinische Tiefgründigkeit, die die künstlerischen Untersuchungen des Herrn Nordau auszeichnet. Er ordiniert wöchentlich einmal im Feuilleton der 'Neuen Freien Presse', schickt die Leute, die seiner Behandlung überliefert sind, ins Spital oder ins Irrenhaus, und bewährt einen klinischen Blick, um den ihn Hofrat Nothnagel beneiden könnte. Neulich hat er sich sogar als Chirurgen versucht. Und wie das kam und mit welchem Erfolge es geschah, will ich im Folgenden erzählen. Nur so viel sei gleich vorweggenommen: *Laokoon — Gruppe*: Schlangenbiß — Verwundung zweiten Grades. Leichter »örtlicher Schmerz«, kein Fieber. Patient leidet nicht, wie Kollege Lessing meint, und dürfte mit dem Leben davonkommen ...

Herr Nordau hat eine »Italienische Reise« unternommen. Das hat sich an denen, die daheim blieben, bitter gerächt. Herr Nordau tat eine Reise, mißdeutete das Sprichwort und fühlte die Verpflichtung, etwas zu erzählen. Vier Feuilletons! Was hat's da alles zum Niederreißen gegeben! Welche Fülle antiker Nichtswürdigkeiten, über die dem Publikum endlich die Augen geöffnet werden müssen! Pompeji fand Herr Nordau, wie er uns berichtet, bereits zerstört vor. So möchte er es wenigstens wieder aufbauen helfen. »Eins ist mir«, ruft er angesichts dieses Trümmerfeldes, »immer unverständlich geblieben. Da war eine blühende Stadt von etwa 30.000 offenbar meist wohlhabenden Einwohnern. Bei der Zerstörung sind *höchstens* einige Hundert von ihnen umgekommen. Die übrigen retteten sich. Der Ausbruch des Vesuvs dauerte nur einige Tage; dann war wieder Ruhe und Friede in der Gegend. Die Asche — und Bimssteindecke war an vielen Orten *nur* meter—, an den tiefstbegrabenen Stellen *höchstens* drei Meter dick. Wie kommt es, daß diese dreißigtausend Obdachlosen nicht schon nach vierzehn Tagen den Wunsch hatten, in ihre wohlgebauten, schönen, noch heute erhaltenen, damals mit geringer Mühe wieder herzustellenden Häuser zurückzukehren...?« Zum erstenmal seit neunzehn Jahrhunderten wird in dieser Angelegenheit ein praktischer Gedan-

ke ausgesprochen, und die seit damals kopflosen Einwohner von Pompeji werden ihn schleunigst aufgreifen müssen. Es ist in der Tat erstaunlich, daß in der langen Zeit auch nicht ein einziger gescheiter Mensch aufgestanden ist, der die Leute darüber aufgeklärt hat, daß sie wenigstens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keine Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe, wie der im kurzen Zeitraum von 16 Jahren wiederholten Heimsuchung, zu erwarten hätten. Wenn die 'Neue Freie Presse' demnächst ihren Lesern melden wird, daß in italienischen Regierungskreisen der Gedanke »ventiliert« werde, den Vesuv abzutragen, so werden sie es glauben <sup>1</sup>. Aber solcher Maßnahmen bedarf's nicht. Der Vesuv ist längst zahm geworden, er speit selbst dann nicht mehr, wenn ein Vertreter der 'Neuen Freien Presse' nach Pompeji kommt, und die Verunreinigung antiker Kunstwerke hat er loyalerweise eben jenem Herrn Max Nordau überlassen, der eine gute Gelegenheit hierzu schon am nächsten Tage fand, als er in der Ewigen Stadt der Laokoon—Gruppe ansichtig wurde.

Vorerst noch ein Kopfzerbrechen darüber, »was mit den Tausenden von Münzen geschieht«, die die Rompilger täglich in die wunderwirkenden Wasser der Fontana Trevi werfen. Sodann ein Feilschen mit einem armen Verkäufer am Corso, der für eine Camée zwölf Francs fordert, aber von Herrn Nordau nur vier erhält; — dann raschen Schrittes zur Aufklärung des Publikums über Laokoon und den Moses des Michelangelo. — — — —

Da gab's einmal einen Herrn *Winckelmann*, der im Jahre 1751 »von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst« schrieb und also meinte: »So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei den *heftigsten Leiden*. Der Schmerz, welcher sich *in allen Muskeln und Sehnen* des Körpers entdeckt, *und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt*; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch, mit keiner Wut in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.« Und *Lessing* sagte, die Bemerkung, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige, »welche man bei der *Heftigkeit* derselben vermuten sollte«, sei vollkommen richtig. Aber *Lessing* erkennt einen anderen Grund, warum Laokoons Schmerz sich nicht durch Schreien äußere. Das Schreien könne »bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen«. Und der Ausdruck einer solchen Seele kann nach *Lessing* nicht Ursache sein, warum der Künstler »in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen« wollte. Virgils Laokoon verdiene den »mißbilligenden Seitenblick« *Winckelmanns* nicht, und Philoktet schrie wirklich. Und dann kommen die vielleicht auch Herrn Nordau bekannten »Grenzen der Malerei und Poesie«.

---

1 Im 'Fremdenblatt' war einst wörtlich das folgende, von einem gutgelaunten Mitarbeiter übersandte Telegramm zu lesen: Reichenau. Die hiesige Gemeinde hat den Beschluß gefaßt, demnächst die Raxalpe abzutragen, um dem Erzherzog Karl Ludwig den Ausblick von seiner Villa auf die Umgegend zu erleichtern. [KK]

»Wenn der Künstler wohl tat, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so tat der Dichter ebenso wohl, daß er ihn schreien ließ.« Man weiß, Lessing sucht den nicht schreienden, bloß seufzenden Laokoon ästhetisch zu erklären; den Schmerz leugnet er ebensowenig wie Winckelmann. Aus ästhetischen Gründen hat nach Lessing der Bildner auch die Arme freigelassen; »durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden sie Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben« ... Nach Lessing und Winckelmann haben sich bis zu Nordau noch viele Kunstforscher, Archäologen und Anatomen mit der Mundöffnung Laokoons beschäftigt. *Welcker* sagt, es lasse sich nicht behaupten, daß der Mund nicht zum Schreien geöffnet sei; *Brunn* erklärt, daß Laokoon wirkliche Schmerzenslaute ausstoße, wenn es auch kein wildes, maßloses Schreien sei; *Overbeck* meint, die Mundstellung Laokoons könne als ein Schreien, Jammern oder bloßes Stöhnen aufgefaßt werden; und *Henke* versichert, der dargestellte Moment sei der Ruhepunkt zwischen Inspiration und Expiration des Seufzers, die Öffnung des Mundes sei nicht auf die Tonbildung zu beziehen, sondern diene zur Einziehung und späteren Ausstoßung der Luft; von einem wirklichen Schreien könne keine Rede sein.

Vom Anatomen Henke ist der Weg nicht weit zum praktischen Arzte Dr. Max Nordau. Ein Blick auf den zweitausendjährigen Patienten, und die Diagnose ist gestellt: Laokoon leidet überhaupt nicht. Gewohnheitssimulant! Er mag wohl einen »örtlichen Schmerz« verspüren, aber der will bei einer Natur wie Laokoon nichts bedeuten und kann den Mann höchstens bestimmen, nach dem Halse des Ungeheuers von Tenedos zu fassen. »Im übrigen aber verhält er sich ganz passiv. Er versucht nicht, sich der Umklammerung zu erwehren.« Übrigens keine Rede von einer Umklammerung! »Die Schlange windet sich nicht um Laokoon, sondern *sie streift nur seinen Rücken*.« »Sie umschlingt wohl seinen linken Unter— und rechten Oberschenkel, aber *so lose, daß er noch nicht unter dem Drucke leiden kann*.« Was der Vesuv für Pompeji bedeutet hat, war die Schlange für Laokoon: nichts. Herr Nordau gibt zu, daß man den Laokoon »gewöhnlich so auffaßt,« als wäre er im Kampfe mit der Schlange begriffen und schrie vor Schmerz auf: »Es ist mir *unbegreiflich*, wie diese Auffassung entstehen konnte. Die Gruppe zeigt nämlich *nichts von alledem*.« Das Gesicht drücke überhaupt keinen physischen Schmerz aus; aber nicht, wie Lessing meine, weil ein schmerzverzerrtes Gesicht unschön ist, und nicht, wie Winckelmann meint, weil große Seelen still dulden, sondern einfach: weil Laokoon »*keinen physischen Schmerz empfindet*.« Und die freien Arme? Nun, »die Rechte macht keine Bewegung, die Schlange zurückzustoßen, sondern ist *tatlos zum Himmel erhoben*.«. Somit die Deutung des Werkes: Nicht Kampf eines Menschen mit einer Schlange, sondern die »Auflehnung eines Sterblichen gegen die Götter«. Laokoon empört sich gegen die Macht, die der Schlange gebietet. Er braucht die Rechte, um gen Himmel zu drohen ... Nun, Herr Nordau mag ja von seinem zionistischen Standpunkte nicht Unrecht haben, wenn er der Meinung ist, daß in allen Lebenslagen und selbst im Momente der Todesgefahr die Hände ausschließlich zum Reden da sind. Aber wenn er sich zur Erklärung der ganzen Gruppe auf die erhobene Rechte Laokoons beruft, so wird ihm jeder Gymnasiast die Blamage nachweisen können. Laokoon als »das Werk eines Freidenkers« hinzustellen und für die liberale Weltanschauung — Laokoon lästert die Gottheit und redet mit den Händen — zu reklamieren, war etwas ungeschickt: Herr Nordau kann in jeder Kunstgeschichte nachlesen, daß die »zum Himmel tatlos erhobene Rechte«, die ihn zu seinem insolenten, alle bisherigen wohldurchdachten und tiefbegründeten Auffassungen umstürzenden Urteile verführt hat, eine *aus dem 17. Jahrhundert stammende Ergänzung des Armes* (in Stuck) vorstellt, die die pyramidale

Zuspitzung der Gruppe geradezu stört. So bleibt wohl nichts übrig, als die Schöpfung dem Bereiche freisinnigen Denkens wieder zu entrücken und für spezifisch zionistische Zwecke zu verwerten. Dazu reicht die linke Hand vollständig aus, und Laokoon, den die Schlange, wie Herr Nordau versichert, »bloß in die linke Hüfte« gebissen hat, hat kein anderes Gefühl als das dringende Bedürfnis, sich an der Stelle des Bisses zu kratzen ...

Und der Moses des Michelangelo, zu dem sich Herr Nordau befriedigt wandte, scheint ihm auch etwas ganz anderes auszudrücken als allen übrigen Menschen. »Moses sieht auf das Gesindel hinab, das um das goldene Kalb tanzt, kaum daß er den Rücken gewendet hat«; er betrachtet das Treiben dieser Vorläufer des Economisten, aber es ist nicht Zorn, was aus dem Titanenantlitz spricht, eher »Mitleid mit sich selbst, mit dem hohen Genie, das sich für solches Volk opfert«. Er »hat sich an Unwürdige weggeworfen« ... So muß auch Max Nordau, der dasselbe Volk aus der Knechtschaft führen wollte, einsehen, daß das Feuilletonschreiben für die 'Neue Freie Presse' doch ein einträglicheres Geschäft ist. Aber er unterscheidet sich von Moses, indem er nicht nur wie jener »die Tragödie des Bankbruches der Nächstenliebe in einer stolzen, selbstbewußten Seele« erlebt, sondern auch den Bruch der jüdischen Nationalbank.



**I**ch verzeichne im Folgenden eine ganz sonderbare Nachricht, die mir jüngst aus Paris zugekommen ist, und schicke voraus, daß ich, von der Verlässlichkeit meines Gewährsmannes überzeugt, dennoch eine amtliche Berichtigung erwarte und erhoffe. Ich werde sie, da der Inhalt der Nachricht jeden für das Ansehen dieses Staates im Ausland Besorgten mit Kummer und Scham erfüllen muß, gern zum Abdruck bringen. Ich werde vielleicht auch dann noch dem Gewährsmann mehr glauben als der Berichtigung; aber daß sie erfolgt, wird mir ein erfreulicher Beweis sein, daß man die Verpflichtung zur Scham erkannt hat und bemüht ist, das Ärgernis wenigstens vor dem Inlande zu verbergen. Die Nachricht betrifft Herrn Berthold Frischauer, den Pariser Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse', und die Berichtigung wird von unserer Pariser Botschaft oder von dem Ministerium des Äußern geschickt werden müssen. Herr Frischauer ist — ich habe die Geschichte einmal erzählt — wegen übler Sitten und wegen einer läppischen Intrige aus Frankreich ausgewiesen worden. Seine Beschimpfungen der Republik, deren Sprache er zwar nicht verstand, deren Politik ihm aber mißfiel, haben ihm diese Strafe sicherlich nicht zugezogen, da den Franzosen die Meinung der 'Neuen Freien Presse' herzlich gleichgültig sein dürfte. Aber Tatsache ist, daß Frischauer ausgewiesen wurde. Und Tatsache ist auch, daß er noch heute ausgewiesen ist. Wie das? Er telegraphiert doch eifrig — mit Hilfe eines Herrn Feigelstock, der französisch kann — über Pariser Ereignisse, über das Vermögen der »toten Hand«, kämpft gegen Weihwedel und Säbel und beschimpft wieder die französische Republik? Die Erklärung ist einfach und unglaublich. Die Regierung hat dem Ausgewiesenen die Erlaubnis zur Rückkehr keineswegs erteilt. Er hat sich auch nicht, wie jetzt jeder Leser vermuten wird, auf eigenes Risiko über die Grenze vorgedrängt. Berthold Frischauer,

der Korrespondent der 'Neuen Freien Presse', ist ausgewiesen. Berthold Frischauer, die *der österr.—ungar. Botschaft attachierte Hilfskraft*, darf auf französischem Boden weilen und wirken. Die österreichisch—ungarische Botschaft hat den Herrn unter ihre Fittiche genommen, Graf Wolkenstein protegiert ihn persönlich, und als einem *der Botschaft attachierten Journalisten* darf ihm kein Haar gekrümmt werden. Die Person des Herrn Frischauer ist jetzt sozusagen sakrosankt; exterritorial war sie ja in gewissem Sinne schon früher. Frischauer lungert den ganzen Tag im Hotel der Botschaft herum und repräsentiert vor Frankreich nicht mehr bloß, wie einst, das Ansehen der 'Neuen Freien Presse', sondern auch das Ansehen Österreich—Ungarns. Und die liberale französische Regierung hat gegen diesen modus vivendi mit Frankreich, den Herr Frischauer gefunden hat, nichts einzuwenden, auch wenn sie etwas dagegen einzuwenden haben dürfte. Sie braucht nicht feinfühlicher zu sein als unser Graf Wolkenstein, der ihr einen der Republik feindlichen und ausgewiesenen Reporter als Diplomaten aufdrängt.

\* \* \*

**H**err Mauthner, der Handelskammerpräsident, hat jüngst im Kreise von Gesinnungsgenossen ein großes Wort gelassen ausgesprochen Er werde »nicht eher ruhen«, als bis die Herren *Weil* und *Weiß v. Wellenstein* zu Laienrichtern und kaiserlichen Räten ernannt sind. Und es ist Tatsache, daß der Akt, der diese längst erwartete Reverenz der Regierung vor den Börsenmächten einbegleitet, bereits dem Fachminister zur Erledigung vorgelegt ist. Wenn die Regierung sich von Herrn Mauthner die einer Ehrung würdigen Männer dieses Landes vorschlagen läßt, so hat sie sich jedenfalls bezüglich der Person des Herrn Weiß an den Unrichtigen gewendet. Ich habe nichts dagegen, daß sie im vorliegenden Falle ihre Informationen aus Börsenkreisen bezieht; aber weit eher als Herr Mauthner dürfte der Börsenrat Steinhübel ein fachmännisches Urteil über die Eignung des Herrn Weiß v. Wellenstein zum Laienrichter abgeben können; mindestens wird er darüber Auskunft zu erteilen in der Lage sein, warum er, der Kompagnon des Herrn Weiß sen., auf dem Austritt des jungen Weiß aus der Firma bestanden hat ... Sollte sich aber die Regierung auch dann nicht davon abhalten lassen, den verlangten Kniefall vor den wahren Mächten dieses Staatswesens zu tun, so wird das neue Parlament, und mag es sich noch so träge und arbeitsunfähig gebärden, dieses originelle Resultat der Terminhandels—Enquete zu würdigen wissen und in der Antwort auf die Zumutung einig sein, daß es Terminspekulanten zu Richtern avancieren sehe.

\* \* \*

**I**n ihrer Nummer 326, der letzten des vorigen Jahres, veröffentlichte die zum Leibblatte des Herrn Taussig avancierte 'Zeit' einen heftigen Angriff auf die Landesregierung der Bukowina, die der »Chropiner Zuckerfabriks—Aktiengesellschaft« bei der Errichtung einer Zuckerfabrik im Lande unerhörte Schwierigkeiten in den Weg gelegt habe, während sie Mittel des Landes an eine galizische Gesellschaft verschleuderte, die ein gleiches Unternehmen errichten wollte. Der Artikel, der mit der Chiffre des Volkswirtschaftlers der 'Zeit' gezeichnet war, erregte meine Aufmerksamkeit, weil er mich abermals einen Blick in die Hintergründe der in diesem Blatte gepredigten Sozialpolitik tun ließ. Im Verwaltungsrate der »Chropiner Zuckerfabriks—Aktiengesellschaft«, deren sich die 'Zeit' so warm annahm, sitzen zwei Verwandte des

Herrn Taussig. Der eine, ein Herr Redlich, bedarf übrigens nicht erst des Generaldirektors der Bodencreditanstalt als Vermittlers, um sich die 'Zeit' gefügig zu machen, sondern kann durch einen Vetter, der Mitarbeiter und stiller Gesellschafter des Professors Isidor Singer ist, einen gewissermaßen legitimen Einfluß auf das Blatt ausüben. Auf seinen Wunsch und nicht, wie Uneingeweihte glaubten, nach den Informationen eines der Gewährsmänner im Osten, mit denen der von dort hinten herum stammende Herr Kanner so gute Beziehungen unterhält, wurde denn auch wohl jene Notiz in der 'Zeit' geschrieben. Die Sache schien wirklich kraß, erregte Aufschrei, und die Auftraggeber waren höchlich zufrieden. Aber die Freude war kurz. Am 8. Jänner veröffentlichte Hofrat Prof. Friedrich *Kleinwächter* in Czernowitz, der hervorragende Nationalökonom und älteste Bekämpfer der Kartellschäden in Österreich, eine Erwiderung in der 'Deutschen Zeitung', aus der hervorgeht, daß es sich der Bukowinaer Regierung um die Vereitelung unlauterer Umtriebe des Zuckerkartells gehandelt hat. Man begriff, daß die Chropiner Herren über das Scheitern ihres schlaunen Planes aus dem Häuschen geraten waren. »Eine *Frechheit* aber ist es«, schreibt Hofrat Kleinwächter, »wenn solche Leute von einem Teile der Presse nicht nur unterstützt, sondern sogar noch als unschuldig Verfolgte hingestellt werden ... Die Bukowina ist genügend ausgebeutet worden, und es ist nur mit Freuden zu begrüßen, wenn man einmal gar zu kühnen Leuten auf die Kappe geht. *Der Herr von der 'Zeit'* aber mag künftighin schweigen oder nicht mit *gar zu offenkundigen Lügen* hervortreten.« Ja, er mag! Aber er will nicht. Denn, wenn es die Aufgabe des Hofrates Kleinwächter ist, die Moral des Westens — er kam aus Innsbruck nach Czernowitz — im Osten zu verbreiten, so tragen dafür die Männer unserer 'Zeit' die herrenlose Moral des Ostens fein unsäuberlich nach Wien.

\* \* \*

## **Eine Revolution**

In der Zeit vom 10. Dezember bis zum 6. Januar hat unserer Bevölkerung eine Gefahr gedroht, von deren Größe sich wohl nur wenige eine richtige Vorstellung machen können. Sie ist heute — wer weiß, auf wie lange — glücklich abgewendet. Nun soll die Öffentlichkeit doch wenigstens erfahren, worin sie bestand.

Am 10. Dezember hatte sich beim Direktor der österreichischen Nordwestbahn, dem Sektionschef i. P. Dr. Zehetner, eine Deputation eingefunden, die ihm einige in einer Versammlung am 2. Dezember formulierte Wünsche der Bediensteten vorzutragen gedachte. Sie ward nicht empfangen. Die Verwaltung der Nordwestbahn, d. h. Herr Taussig und ein paar von ihm dirigierte Hampelmänner, erklärte jene Forderungen, wiewohl sie zum Teil bei anderen Bahnen bereits erfüllt sind, für »so maßlos, daß in ihre Diskussion nicht eingegangen werden könne«. Die Deputierten berieten darauf in heftiger Erregung, was zu tun sei; die Besonneneren dachten an einen Generalstreik oder etwas ähnliches, die Hitzköpfe wollten sofort zum Äußersten schreiten. Mit schwerer Mühe setzten die Gemäßigten endlich durch, daß die Vertrauensmänner von einem selbständigen Beschlusse absahen und für den 6. Januar eine Versammlung der Beamten, Diener und Arbeiter der Bahn einberiefen, die endgültig entscheiden sollte. Die Weihnachts— und Neujahrstimmung mag inzwischen die Erbitterung ein wenig gemildert haben: Der radikale Vorschlag wurde am Dreikönigstage — vorläufig wenigstens — verworfen.

Nichts anderes als eine *Revolution* hatten die Hitzköpfe im Sinne gehabt: Sie hatten vorgeschlagen, »es sei als Antwort auf den Nichtempfang der Deputation sofort *mit dem instruktionsmäßigen Fahren zu beginnen*«. Jeder Eisenbahner weiß, was das bedeutet; wenige Stunden nach Ausführung dieses Beschlusses würde namenlose Verwirrung auf der Strecke herrschen, und in kürzester Zeit müßte die gänzliche Einstellung des Verkehrs erfolgen. Nur Verzweiflung und wütende Rachgier können einen österreichischen Eisenbahner auf den Gedanken bringen, sich an die Dienstvorschriften zu halten; daß nach ihnen nicht gefahren werden kann, daß Millionen aufgewendet, das Stations— und Fahrpersonal vermehrt, Geleiseanlagen geschaffen werden müßten, damit die Dienstvorschriften befolgt werden können, ist jenen, die das zu tun beschworen haben, so gut bekannt wie der Hüterin des Gesetzes, der k. k. General—Inspektion der österreichischen Eisenbahnen. In den Fachblättern sind ja diese Zustände, die natürlich nicht bloß bei der Nordwestbahn, sondern bei allen Bahnen und auch bei den k. k. Staatsbahnen herrschen, oft und oft besprochen worden. Aber der k. k. Aufsichtsbehörde war es stets klar, daß die Dienstvorschriften durchaus nicht zu dem Zwecke erlassen wurden, um gehandhabt zu werden.

Das große Publikum wird sich in seiner Naivität vielleicht darüber wundern, daß nicht nach bestimmten Vorschriften gefahren wird, und wenn es vernimmt, daß jeder Verkehrsbeamte, jeder Lokomotivführer, ja jeder Bahnwächter seinen Dienst, wie es ihm eben am zweckmäßigsten scheint, verrichtet, wird es meinen, daß man dann überhaupt keine Vorschriften brauche. Aber schwerlich wird es auf den Gedanken kommen, daß die Dienstvorschriften eigentlich dazu dienen, die Sicherheit — der leitenden Männer des Bahnunternehmens zu verbürgen. Man beruft sich nämlich nur dann auf das Reglement, wenn ein Eisenbahnunglück erfolgt ist, und vermag mit seiner Hilfe stets eine »sträfliche Unterlassung« festzustellen. Natürlich ist immer jener Bedienstete, der »die Dienstvorschriften nicht befolgt hat«, »schuldtragend«, und Betriebsdirektor und Verwaltungsräte vermeiden Weiterungen mit dem Strafgericht. Die Dienstvorschriften *müssen* uns erhalten bleiben; wäre es nicht ein europäischer Skandal — er müßte sich wenige Monate nach ihrer Aufhebung abspielen —, wenn Herr Chlumecky und Taussig, Hofrat Eger und Sektionschef Zehetner statt einiger Lokomotivführer und ähnlichen obskuren Gelichters auf der Anklagebank säßen? Hat doch bei voller Geltung der nie befolgten Dienstvorschriften einmal ein österreichischer Richter in offener Verhandlung zu sagen gewagt, er könne den armen Teufel, der vor dem Tribunal stand, nicht verurteilen, weil der hofrätliche Betriebsvorstand nicht mitangeklagt sei und leider nicht mitverurteilt werden könne. Jener Richter wurde freilich nachher aus dem Senat entfernt, der in Eisenbahnprozessen zu entscheiden hat ...

\* \* \*

**D**er Sportredakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt' scheint mit der übrigen Redaktion in Fehde zu liegen und den Kampf um die Inserate von Bicycle— und Automobilfirmen für eine so heilige Sache zu halten, daß er darüber die Rücksicht auf die Inserenten des Hauptblattes vernachlässigen zu dürfen glaubt. Sonst wäre es nicht leicht erklärlich, daß an einem und demselben Tage im 'Neuen Wiener Tagblatt' eine sicherlich teuer bezahlte Beschreibung und Anpreisung der Damen—Ringkämpfe im Colosseum erscheinen und der Sportsman in seinem Briefkasten sich in nichts weniger als galanter Art über die ringenden Damen auslassen konnte. Der gefällige Lokalredakteur schil-

dert mit fachmännischem Blick die einzelnen Etappen der Produktion und erspart uns selbst die Meldung nicht, daß die Wienerin Fräulein Mizzi Beer »in der Bauchlage platt auf dem Boden lag« und daß die »muskulöse Moskauerin Rosa Kotowsky nach erschöpfendem Kampf mit völlig offenen Haaren besiegt den Kampfplatz verließ«. Er verkündet, die Namen der einzelnen Kämpferinnen würden bald »populär« werden, und erklärt, »der ausgezeichnete Erfolg, der schon an den beiden ersten Abenden erzielt wurde«, lasse es »unzweifelhaft erscheinen, daß die Wiener die Damen—Ringkämpfe mit vielem Interesse verfolgen werden«. Die Wiener: Alle — bis auf einen, den unbotmäßigen Sportredakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt'. Seine Briefkastenantwort lautet kurz und bündig:

J. R. Diese Damen—Ringkämpfe im Colosseum sind Tingl—Tangl—Produktionen. Wir scheren uns nicht darum.

\* \* \*

## Warum Frau Sorma in Wien durchfallen mußte

Ich durchflog die Erklärung des Herrn Hofrats Uhl (Junius red.) in der 'Neuen Freien Presse' 30. Dezember, und mein Blick blieb an den folgenden Stellen haften:

... Frau Sorma besticht nicht ... Die Behauptung, daß man gegen nordische Künstler in Wien voreingenommen ist, ist eine Fabel ... die Künstler mußten bestechen ... sie hatte nichts Bestechendes ... Die Wiener Kritik war nicht enthusiastisch ... Frau Sorma wird gut tun, aus der Wiener Episode eine Lehre zu ziehen ...

\* \* \*

## Lieblingsgewohnheit eines Südbahnzuges

(Dialog auf dem Perron der Station Baden)

Passagier: Wann kommt denn endlich der Wiener Zug, der um 9 Uhr 57 Minuten von hier abgeben soll?

Bediensteter: Na, so umra elfe kommt er *gern* ...

\* \* \*

## Von der Technik

kommt die Meldung, daß eine Demonstration der Studenten für Herrn Hofrat Hauffe — bisher nicht stattgefunden hat.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Neugieriger Leser.* Den Fall THAVONAT habe ich nicht besprochen, weil er mir kein öffentliches Interesse zu berühren schien. Immerhin hätte anlässlich der Raufszene im Restaurant ein vernünftiger Lokalredakteur die Unsitte rü-



gen mögen, daß man selbst in besseren Wirtsgeschäften die Gäste überreden will, verdorbene oder doch nicht tadellose Speisen zu genießen, jedenfalls aber Bezahlung von ihnen fordert oder, wie's in unserem Fall geschah, zuerst die Zahlungsweigerung zur Kenntnis nimmt, dann aber, nachdem der »Tatbestand« mit dem Kellner aufgenommen ist, mit Zahlungsansprüchen heraustrückt. Ob der Fisch genießbar ist, hat nicht der zu entscheiden, der ihn verkauft, sondern der, der ihn essen soll. In ähnlicher Weise kann auch nur der Restaurateur darüber Auskunft geben, ob er durch den Revolver des Gastes »in Furcht und Unruhe« versetzt war, und nicht der Untersuchungsrichter, und in ähnlicher Weise nur der wehrhafte Gast es beurteilen, ob er als Reserveoffizier unter einem »unwiderstehlichen Zwange« gehandelt hat. Aber das nicht ganz einwandfreie Benehmen des Barons Thavonat konnte nur jener gewissen Demokratie, für die der Mensch beim Baron aufhört, die bürgerliche Freiheit zu gefährden scheinen. Und für sie stritten, diesmal Seite an Seite die 'Arbeiter—Zeitung' und Herr Regierungsrat Bachrach, der als Anwalt des Restaurateurs »gleiches Recht für alle« forderte, nachdem er einige Zeit vorher als Beauftragter einer hohen Familienjustiz beim Transport der Prinzessin Coburg aus ihrem Schlafzimmer ins Irrenhaus assistiert hatte. Die Affäre Thavonat war ein Wirtshauskrakeel, der weniger zur Entfaltung liberalen Mannesmuten als zur Erörterung von Wiener Restaurantsitten Gelegenheit bot. Wenn man selbst zugibt, daß der Wirt sich mit mehr Recht bedroht fühlen konnte als der Gast, und das Auftreten des Barons mißbilligt, so wird man diesen — wiewohl er nur Reserveoffizier ist — in gewisser Richtung einen Vorkämpfer nennen müssen. Einen Vorkämpfer für die Rechte und die Freiheit des Gasthausbesuchers, die heute noch viel zu sehr eingeschränkt ist und die mir die einzige wirklich bedrohte Freiheit in diesem Falle zu sein scheint. Ich fürchte, daß einseitige Parteinahme gegen den Mann, der diese Rechte ungebührlicher Weise mit dem Revolver in der Hand erkämpfen wollte, alle Zumutungen legitimieren wird, die jetzt mit verdoppelter Zuversicht in manchen Gasthäusern an die Geduld und an den Magen des Besuchers gestellt werden könnten ... Was das Ganze mit militärischen Ehrbegriffen und mit der Duellfrage zu tun haben soll, ist unerfindlich. Die Duellfrage zu erörtern, wenigstens soweit sie den Reserveoffizier angeht, gab's ja in letzter Zeit genug passende Gelegenheiten. Freilich werden solche Erörterungen so lang nicht fruchten, als man nicht von MILITÄRISCHER Seite sich entschließt, die peinliche und ungewisse Stellung des Reserveoffiziers zu klären. Man müßte es zum offenen Konflikt mit entgegenstehenden bürgerlichen Anschauungen treiben, auch auf die Gefahr hin, eine unerwünschte Entscheidung zu erzwingen. Wenn's nur eine ENTSCHEIDUNG ist! Aber das Chaos von Auffassungen ist auf die Dauer unhaltbar. Das Wiener Landesgericht hat neulich einen Reserveoffizier, der den unwiderstehlichen Zwang zum Duell für sich geltend machte, verurteilt; der Staatsanwalt, selbst Reserveoffizier, bestritt entschieden die Verpflichtung des Angeklagten, sich zu schlagen. Wäre man in Armeekreisen — wenigstens nach der Affäre Tacoli—Ledochowski — konsequent, so müßte diesem Staatsanwalt wegen der von ihm geäußerten, mit dem Offizierscharakter unvereinbaren Anschauungen die Charge entzogen werden — so gut wie sie jedem entzogen wird, der sich z. B. zur Sozialdemokratie bekennt. Dann hätte das bürgerliche Standesbewußtsein das Wort. Man sollte unbedingt ein solches experimentum crucis auf die Vereinbarkeit unserer gesellschaftlichen Anschauungen mit unseren Gesetzen vornehmen. Die einen oder die anderen MÜSSEN dann verändert werden. Daß ich persönlich in dieser Frage ein Gegner der militärischen Forderungen bin, will ich, um Ihre Neugierde voll zu befriedigen, nicht verhehlen. Die Verpflichtung der aktiven Offiziere zum Duell be-

darf meiner Meinung nach einer besonderen Regelung; auch hier scheint mir der bestehende Zustand schwere Mängel zu bedingen.

*Abonnet des 'Neuen Wiener Tagblatt'*. Sie klagen, daß die groben Briefe, die Sie nach jedem Feuilleton des Herrn Hermann Bahr an die Redaktion senden, überhaupt nicht beachtet werden. Das will ich Ihnen erklären. Der Chefredakteur, Herr Wilhelm Singer, glaubt an Bahrs Sendung und läßt sich von dem Verdacht nicht abbringen, daß alle die einlaufenden Briefe von den Redakteuren des 'Neuen Wiener Tagblatt', die Herrn Bahr aufsässig sind, verfaßt werden. Sie müssen eben, wie Sie's in der Zuschrift an mich tun, mit vollem Namen und Adresse unterzeichnen. Mit Recht geben Sie der Meinung Ausdruck, daß selbst ein ausgesprochenes Bordellblatt wie das der Steyrermühl eine Schweinigelei wie die in der Neujahrsnummer enthaltene — »Der Beruf der Zukunft« von Hermann Bahr — seinem Publikum nicht ungestraft bieten sollte. »Also nicht nur« — fragen Sie — »in den gewissen Annoncen, auch im redaktionellen Teil müssen die Sauglocken geläutet werden?« Und dazu ohne Not, rein aus Lust an der Zote; denn das Feuilleton hätte ganz gut ohne die beiden ersten Absätze erscheinen können. Herr Bahr »plaudert« über Berufswahl. Eine Mutter hat sich an ihn um Rat gewendet. Diese Mutter muß notwendigerweise eine alte Geliebte sein, an deren »schon damals unbequemem« Sohn er jetzt in unliebsamer Weise erinnert wird. »Er war damals acht Jahre, und oft hätte ich ihn prügeln mögen. GANZ IST DIE SACHE HALT NIEMALS IN ORDNUNG. DAFÜR WAR DER GATTE IN DIESEM FALLE MUSTERHAFT. Auf ihn konnte man sich unbedingt verlassen: er kam, er ging genau zur festen Stunde, pünktlich wie eine Uhr; er hat uns nie gestört. Ich denke mit Rührung an ihn. SIE IST MIR SPÄTER ERSETZT WORDEN, ER NICHT ... Schade, daß man, WENN MAN WECHSELT, NICHT DEN MANN MIT HINÜBERNEHMEN KANN. Ihm untreu zu werden, hat mich wirklich viel gekostet. Du Guter, Du Braver, Du Verlässlicher — Du stehst in meiner ganzen Praxis einzig da!« »Dagegen der Bub! — — — Er war einfach schrecklich! Er hatte ein Talent, immer INS ZIMMER zu stürmen, wenn es gerade nicht, ABER SCHON ABSOLUT NICHT NOTWENDIG WAR.« Und der Ehebrecher Bahr konnte ihn »nur damit ENTSCHULDIGEN«, daß seine Mutter, wenn er so plötzlich die Tür aufriß, schamrot wurde — UND DAS WAR DANN SO SCHÖN AN IHR!« ... Sie fragen mit Recht, ob je in einem Blatte, das sich bei jeder Gelegenheit als Volksbildungsmittel anpreist, etwas Gemeineres, Schaleres und in der Gesinnung Niederträchtigeres gedruckt wurde. Aber wagen Sie es nur nicht, im liberalen Wien öffentlich solche Meinung auszusprechen; es könnte sonst heißen, daß Sie die freie Kunst und das freie Wort »knebeln« wollen, und im Namen Goethes würde man dem »Reaktionär« antworten, der sich erdreistet hat, an einer Zote Anstoß zu nehmen, die ihm um ihrer selbst willen geschrieben schien, und der es abscheulich finden wollte, daß in einer für weite Volkskreise bestimmten Zeitung zum Jahrhundertbeginn die Sauglocken geläutet wurden.

*Marineur*. In seiner Bülow—Apologie stellte uns Herr Adolf Wilbrandt bekanntlich ein junges Mädchen vor, das den Ausruf getan haben soll: »Ich möcht' ein großes Panzerschiff sein, damit ich meinem Vaterlande nützen könnte!« Hierzu vergaß ich neulich zu bemerken, daß es mir keinen unpatriotischeren Wunsch als diesen zu geben scheint. Wäre er der gemeinsame aller jungen Damen im heutigen Deutschen Reich, so brächte seine Erfüllung dem Vaterlande unübersehbaren Schaden: Es hätte nämlich dann wohl eine ansehnliche Panzerflotte, aber — keine Bemannung. Schon Napoleon hat der Madame Stael das Mutterwerden als die beste Art bezeichnet, wie sich die Frau patriotisch betätigen könne. Herr Wilbrandt hätte der jungen Dame, die durchaus ein Panzerschiff werden wollte, ähnlich und mit der besonderen Er-

klärung antworten müssen, daß Herr Bülow zwar eine Vermehrung der Flotte, aber keine Verminderung der Marinearmee wünscht.

*Genosse.* Die 'Arbeiter—Zeitung' verkündete kürzlich in dem ihr eigenen vollen Glockenton: »Aussprechen das, was ist, das ist immer das oberste Gebot unserer Taktik gewesen.« Na also! Und wie wahr das ist, hat sie vor allem in der Dreyfus—Affäre und Liebknecht gegenüber bewiesen. Sie hat damals redlich »ausgesprochen, was ist«, und ist nicht, wie Böswillige argwöhnten, aus Taktik der Taktik des Herrn Jaures gefolgt. Taktik! Wie gut, daß sie dies Wort bei dieser Gelegenheit anwendet. Bedeutet es nicht schon an sich das Gegenteil dessen, was man unter dem Gebot, auszusprechen was ist, gemeinhin versteht?

*Theaterbesucher.* Sie stellen eine unmögliche Forderung. Ich soll »einmal eine Nachmittagsvorstellung im Carl—Theater besuchen und dem Treiben, das sich die Herrschaften auf der Bühne gestatten, zusehen«. Die aufreizenden Extempores des Komikers, der im Tonfalle an die Klabriaspartie erinnert, wirken, so versichern Sie, bloß auf die Lachmuskeln der mitspielenden Damen, und diese sind nicht imstande, ein Wort ihrer Rolle deutlich zu sprechen. Fünfmal in einem Akte wurde neulich von der Bühne »Prosit Neujahr!« ins Haus gerufen, und jener Herr sorgte überdies durch die entsprechende Inschrift auf dem Rückenteile seines Rockes dafür, daß der Genuß dieses neuesten »Schlagers« auch Schwerhörigen zugänglich wurde. Als Milderungsgrund führen Sie an, daß die Herrschaften so ziemlich unter sich waren. Mir aber wollen Sie zumuten, daß ich ein Spielverderber werde. Man muß sich's nicht in der Nähe besehen, wenn Budapester Komiker und Debrecziner Soubretten auf der einst von Nestroys Geist belebten Stätte Unfug treiben.

---

---

*Druckfehlerberichtigung.*

In Nr. 63 ist auf S. 6, Zeile 12 von unten statt »das Unvermeidliche«: das Unbegreifliche zu lesen.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s .**  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

